



# Leseprobe

Sabine Küchler  
Was ich im Wald in Argentinien sah  
Ein Album  
Originalausgabe  
Aus dem Englischen von Benjamin Schwarz  
176 Seiten. Gebunden.  
25 Abbildungen zum Einkleben  
18,00 € [D] / 18,60 € [A]  
ISBN 978-3-7160-2649-6  
Erstverkaufstag: 30. August 2010

**ARCHE**  
[www.arche-verlag.com](http://www.arche-verlag.com)

# 1. KAPITEL

Als Kind habe ich mich vor dem Wald gefürchtet.

Er war so ordentlich. Ganz anders als ich.

Wir fahren immer sonntags hin. Alle vier, die ganze Familie, gleich nach dem Frühstück. Wir saßen eine Stunde im Auto, dann zeigten sich irgendwann bräunliche Hänge, die Bäume standen in Front. Jetzt begann der Lobgesang auf die unbegreifliche Pracht der Natur. Mutters Solo: Die unfassbaren Goldtöne des Laubs! Das binnen einer Woche völlig erfrischte Grün! Das kostbare Farbenspiel der Blätter! Es war schön, Mutter einmal die Woche so schwärmen zu sehen. Dafür lohnte sich sogar eine Fahrt in den Wald.

Jahre später haben wir uns gestanden, dass jeder von uns auf seine Art diese Ausflüge hasste. Am schlimmsten war es für meine Mutter gewesen, die noch heute den Anblick stramm stehender Tannen und Eichen als zuverlässige Aussicht auf eine handfeste Depression empfindet. Jeder von uns wäre lieber daheim geblieben. Aber jedem war klar: Was ist, wenn der Wald den anderen guttut? Man darf ihnen den Spaß an der Natur nicht verderben, dachten wir.

Ich war bereits älter als vierzig, als ich in einen dunklen Wald verschlagen wurde, in jedem Fall aber zu alt, um an die Mitte des Lebens zu glauben, denn für solche Ammenmärchen starb man in unserer Familie zu früh. Ich war drei Jahre jünger als meine Großmutter, bevor sie starb, gut fünfzehn Jahre blieben mir noch, wenn ich mich an meinem Vater orientierte. Ich erhielt eine sonderbare Einladung zu einem Waldabenteuer, von dem ich glaubte, es könne mich wieder zurückbringen auf meinen Pfad. Ich sollte in den argentinischen Nebelwald reisen, dort Götter finden, oder was von ihnen übrig war,

Bild 1

*Bild 1: Unser täglicher Spaziergang*

und darüber schreiben. Von den schwarzen Bäumen, die einst in den Himmel wuchsen, damit die Schamanen hinaufklettern konnten, hatte ich schon gehört.

Der Wald, hieß es im Schreiben des argentinischen Kulturinstituts, sei neben der Wüste eine der letzten geheimnisvollen Metaphern menschlicher Existenz. Der undurchsichtige, Mythen schaffende Wald bringe den Menschen an den Rand seiner Erfahrung. Bildungsstolz erinnerte man an die Tradition der heiligen Haine, an den barbarischen Wald der Germanen, die Seelenlandschaften der Romantik. Es klang beinahe so, als hätte man als Deutsche eine gewisse natürliche Kompetenz für den Wald und seine Finsternisse. Erst dort, im Zwielficht der Bäume, sei Imagination möglich, lautete das Versprechen, das Wunderbare und der Wahn wohnten eng beieinander in der Dämmerung. Der Wald als Sphäre des Negativen, ja der Negation schlechthin, erklärte man nebenbei, mache bloß jenen Angst, die sich niemals dem aussetzten, was in ihnen selbst

das Verborgenste sei. Für die geplante Reise in den Nebelwald habe man bereits eine argentinische Fotografin und einen argentinischen Philosophen gewonnen. Nun brauche man nur noch mich, die deutsche Schriftstellerin, um etwas über die wahre Seele des Waldes zu erfahren. Wer mochte da Nein sagen? Ein bisschen Angst gehörte offenbar zum Programm.

Ich war schon mal in Argentinien. Einen Tag lang, um in Buenos Aires Schuhe zu kaufen. Am 19. Dezember 2008 habe ich bei »La Casa de las Botas« zwei Paar handgenähte Stiefeletten mit verdeckter Schnürung gekauft. Ich liebe Schuhe. Von meiner Großmutter heißt es, dass sie Schuhe gesammelt habe, fast hundert Paar. Und Hüte hat sie gemocht, erzählt meine Mutter. Als Kind habe ich mir vorgestellt, dass es im Schlafzimmer meiner Großmutter einen eigenen Schrank nur für Schuhe und Hüte gegeben haben muss. Ich hätte sie gern nach ihren Lieblingsstücken gefragt. Aber sie war schon gestorben, bevor ich zur Welt kam. Später habe ich jedes überflüssige neue Paar Schuhe auf meine Gene zurückgeführt – ich konnte doch gar nichts dafür, dass die Großmutter in mir ihren Träumen folgte.

Nach Buenos Aires kam ich mit dem Schiff. Es klang fulminant, war aber doch eher eine fulminante Verrücktheit gewesen, auf einem Kreuzfahrtschiff von Kapstadt nach Buenos Aires mitzureisen, nur um ein Mal im Leben ganz vom Meer umgeben zu sein. Für Buenos Aires blieben acht Stunden, ehe es mit dem Flugzeug zurück nach Deutschland ging. Wir waren ohne Eile über den Atlantik und schließlich in den meeresbreiten Río de la Plata gefahren, blass zogen am Horizont die Umrisse von Montevideo vorbei, kleine verrostete Frachter überholten uns hektisch und stießen schwarzen Rauch aus. Man stand an der Reling und schaute bloß. Man konnte auf so einem Schiff schnell vergessen, woher man kam und wohin man zurückmusste.

Ich war als Autorin an Bord, engagiert für ein illustres Künstlerprogramm, das die Passagiere mit Kammerkonzerten, Schreibkursen und literarischen Salongesprächen von der Melancholie des Meeres ablenken sollte. Der Cellist aus der Nachbarkabine empfahl mir, meinen Vortrag über Joseph Conrad im goldenen Licht eines Sonnenuntergangs zu halten und im Anschluss Champagner und Austern reichen zu lassen. Die Leute, pflegte er zu sagen, denken ja sonst, dass Bücher ein Arme-Leute-Vergnügen sind. Seine Frau verspürte beim bloßen Gedanken an Buenos Aires das unbändige Verlangen nach echten argentinischen Reitstiefeln. Vierzehn Tage waren wir auf See, und der Wunsch nach Stiefeln nahm glühend zu. Kurz vor der Ankunft sprach sie ausschließlich davon, welches Leder am besten zu ihrem Pferd passen würde. So ergab es sich, dass unser Tag in Argentinien einer fixen Idee gewidmet blieb. Bei großer Hitze schlepten der Cellist, seine Gattin und ich uns durch Nebenstraßen, die kein Tourist je zu sehen bekommt. Wir aßen in einem rot getünchten kleinen Lokal ein überraschend zähes Steak und bestaunten an den Wänden die Bilder des kolossalen Bandoneonisten Aníbal Troilo. Draußen flanierte ein alter Herr im Pyjama vorbei. So elegant und gekonnt in der Haltung, dass sich niemand hier wunderte über ihn. Wir liefen weiter, in den Auslagen der Bäckereien türmten sich Baisers wie gefrorene Wölkchen. Schreibmaschinen gab es im Geschäft nebenan und überall Christbaumkugeln, Lametta und Nikolausmützen. Wir kapitulierten, nahmen ein Taxi, das uns in ein nahezu ausgestorbenes Viertel brachte, in dem angeblich der beste Schuhmacher Argentiniens seine Werkstatt vor schlechten Reitern versteckte. Barsch lehnte der Fahrer meine Dollarnoten ab, als handelte es sich dabei um eine besonders billig gemachte Sorte Falschgeld. Stattdessen ging er ruhig in den Laden hinüber und ließ sich vom Schuhmacher bezahlen für unsere Tour. Der hob kaum seinen Blick von der Arbeit und schien nicht aus auf schnelle Geschäfte. Es roch nach edelsten Ledern. Die Regale waren bis zur Decke

gefüllt. Reitstiefel sortiert nach Farbe, Narbung und Schnitt. Dazwischen verblichene Fotografien berühmter argentinischer Polospieler und Offiziere, die offenbar ihre ganze Zufriedenheit in schneidigen Widmungen ausgedrückt hatten.

Der Schuhmacher vermaß Füße und Wadenumfang, legte eine Karteikarte an, auf die er Zahlenkolonnen kritzelte, die liebevolle Skizze der einzelnen Zehen sowie die Zeichnung eines Gebirgszuges, der wohl die Wölbung des Spanns nachahmen sollte. Es war eine langwierige Prozedur, die eher dem Anamnesegespräch bei einem Chirurgen glich. Ich zog zwei Paar Stiefeletten aus dem Regal, die die Polospieler vermutlich in ihrer Freizeit tragen, wenn sie einen Drink nehmen und lässig plaudern mit der jungen Gattin des Gutsbesitzers. Ich musste die Schuhe schon deshalb kaufen, um meinem ersten und einzigen Tag in Argentinien überhaupt einen Sinn zu geben. Es wäre absurd gewesen, mit leeren Händen nach Hause zu fahren.

Nebenan in einer winzigen Bar löschten wir unseren Durst. Der Wirt war als junger Mann zur See gefahren und irgendwann einmal in Kiel gewesen. Er sagte beim Servieren einfach nur: *Bier!* Und dann plötzlich voller Begeisterung: *Deutsches Bier!*

Bild 2

*Bild 2: Schuhe*

Acht Monate später. Vor meinem neuen, nun wirklichen Argentinienabenteuer legte ich Listen an. Listen fraßen die Ungewissheiten auf, schufen einen kleinlichen, doch überschaubaren Kosmos von Daten und Fakten. In der Wohnung lagen nun überall Blöcke aus, um jederzeit meine Gedanken in Tabellen zu ordnen. Kleiderlisten. Schuhlisten. Medikamentenlisten. Listen für nützlichen Kleinkram: Wie viele Zahnbürsten würde ich brauchen, wie viele Pflaster, Brillentücher, Nähutensilien, wie viele Batterien für Kamera, Taschenlampe, Rekorder? Gehörte Toilettenpapier auf die Liste »Luxuriöses« oder auf die dringliche Notfall-Liste? Mit dem Anlegen jeder Einzelliste halste man sich weitere Fragen auf. Die Listen wucherten auf dem Papier, schwärmten in Untergruppen aus, zerfielen in Subkategorien, zersplitterten nochmals in Sonderrubriken, die wiederum Fußnoten provozierten. Man hätte meine Notizen für diffizile Schaltkreise halten können oder für abstrakte Walddiagramme, die unter meinen Händen wild aufblühten. Es kam darauf an, Ordnung in die Reise zu bringen, bevor sie begann, um sich theoretisch für alles zu rüsten. Ich begann Listen mit Ängsten zu schreiben und versuchte, für jede Angst ein Buch oder eine Pille zu finden. Ich kaufte eine Broschüre mit den Lebensmaximen der Sieger. Ernährungs- und Motivationstipps, *die Sie entspannt in Form bringen*. Ich begann auf dem Teppich zu schlafen, um meinen Rücken an die Natur zu gewöhnen. Ich lief mit zehn Kilo Kartoffeln im Rucksack ums Haus, dachte viel über Liegestütz nach. Auf dem Boden türmten sich Bücher: Waldbücher, allgemeine Naturkundebücher, Bestimmungsbücher für tropische Flora und Fauna, Märchensammlungen, Expeditionsberichte, ethnologische Studien. Ich wollte wenigstens in der Vorbereitung Experte sein.

In der Zigarrenkiste, die meine Großmutter ins Krankenhaus begleitet hatte, bevor sie starb, lagen Fotos der Familie vor meiner Geburt. Manche Gesichter kannte ich gar nicht. Irgendwann hatte ich Kin-

derbilder von mir hineingeschmuggelt, um auch dazuzugehören. Zwischen diesen Fotos gab es ein einziges Bild ohne Menschen: Auf der Rückseite stand in großer kullernder Schrift *Unser täglicher Spaziergang*. Man sah eine Lichtung mit sonnenbeschienenem Farn, Laub hing von oben herab. Die kargen, schlanken Stämme der Buchen setzten sich schwarz im Vordergrund ab. Wie ein Zaun, eine präzise markierte Grenze, hinter der etwas anderes begann.

*Outdoor-Bedarf und mehr* stand über der Halle am Stadtrand, die ich in kürzer werdenden Abständen aufsuchte. Die Verkäufer begrüßten mich bald mit Handschlag und nahmen sich mütterlich meiner aufmuckenden Sorgen an. In einem Outdoor-Fachgeschäft wurde erst richtig klar, wie gefährlich einem die Natur werden kann. Die Verkäufer hielten sich an ein strenges Aufklärungskonzept. Sie schilderten sachlich die Möglichkeiten des Scheiterns, Versagens, Untergehens in der Natur. Sie bauten ein düsteres Szenario vor mir auf, beteten geduldig die heilige Litanei des Schreckens, seufzten und schwiegen bedeutend. Nach einer kleinen Pause zeigten sie das Equipment vor, das einen gegen derlei Unannehmlichkeiten schützte. Sie nahmen meine Sorgen ernst, indem sie den naiven Ängsten Format gaben, Gründe, Berechtigung und jeder ungenauen Furcht professionelle Bedenken hinzufügten. Sie bestätigten Sorgen, fütterten sie mit reichem Faktenwissen an, um sogleich Trostpflaster auszuteilen. In dieser Halle waren Probleme etwas, das man auch lösen konnte. Ich ging gerne hin.

Die Menschen in der Zigarrenkiste sahen mich zweifelnd an. Als wäre in unserer Familie schon einmal jemand ausgezogen, um die Wälder kennenzulernen. Sie alle hockten in hübschen Häusern, stimmten die Geige, tupften den spröden Pinsel auf eine Palette mit Pfützen fantastischer Farben.

Sie hatten Künstler sein wollen, und ich wollte zurück zur Natur?

Ich hatte mir in der Halle durch kluge Käufe bereits einen Ruf erworben, galt als verständiger Kunde mit Sinn für jene Details, die aus einer Expedition eine Lebenserfahrung oder ein Desaster machen, da präsentierten mir die Verkäufer eines Tages das Konzept der intelligenten Kleidung. Ich war jetzt reif für die geheimen Formeln. Denn längst erschienen mir die Outdoor-Experten wie Mönche eines Ordens, der kompromisslos forderte, man möge sein Leben ändern und endlich abschwören dem gedankenlosen Konsum. Man konnte nämlich auch mit Sinn und Verstand kaufen, merkte ich jetzt. Man konnte dumme Kleidung anschaffen wie jeder Trottel, der glaubte, es ginge nur um die Launen der Mode. Und man konnte gescheite Kleidung kaufen, die etwas teurer war, was aber in Ordnung ging, wenn man nur ihre Qualitäten bedachte. Es gab Jacken, Hosen, selbst Unterwäsche, die ausgeklügelten Klimamodellen folgten. Die vorausschauend kühlten, wärmten, dem Körper in jedem Augenblick gaben, was er brauchte. Es waren sogenannte High-End-Produkte, verrieten die Outdoor-Mönche, die die Synthetik zwingen, sich natürlich zu verhalten. Es gab den Anorak, der den Mairegen genauso begriff wie die Schneetaten im November, es gab Hemdchen, die den Schweiß vom Körper entfernten und frische Luft unter die Achseln wehten. Sie müssen bedenken, erklärte man mir, Sie werden eine Woche in dieser Kleidung leben und sich selbst erkennen an Ihrem Geruch. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Und ich kaufte die ganze kluge Kollektion.

Auf den Listen, die meine Ängste sortierten, tauchte der alte Vorsatz wieder auf, den ich jahrelang vergessen hatte. Oder hatte er sich schlafend gestellt? Ich hatte mir untersagt, auch noch Wunschlisten anzulegen, weil mir das kindisch erschien, irgendwie peinlich, wenn einen plötzlich zu viele unerledigte Wünsche aus schwarzen Augen anglotzten, und man stand an der Wand, hatte sich zu verteidigen, wieso man sich nicht besser um sie gekümmert hatte. Also schrieb

ich die Wünsche auf die Angstlisten, versteckte sie da. Mit etwas Übung konnte man sie vom Rest nicht unterscheiden. Konnte man Wünsche einfach vergessen? Vermutlich duckten sie sich manchmal weg, wollten nicht auffallen, und wenn sie glaubten, für sich zu sein, schöpften sie Kraft, zogen Luft in die Lungen, um einen anzuspringen, wenn man am wenigsten mit ihnen rechnete. Ich erwartete von mir, glücklich zu sein. Da konnte man den Überfall wild lebender Wünsche nicht gebrauchen. Aber da blieb dieser eine Gedanke, der so alt war wie ich selbst. Der Wunsch, unterzutauchen, sanft zu verschwinden, ganz ohne Lärm. Wann immer ich gereist war, auf jeder Eisenbahnfahrt durchs platte Land, hatte die Lust mich gekitzelt, weiterzufahren, übers Ziel hinaus sitzen zu bleiben, und je weiter man sich von seinem Ziel entfernte, fiel nach und nach alles von einem ab: falsche Pflichten, der Name, die Arbeit, mit der man Geld verdiente, die Sätze, die man für seine Überzeugungen hielt. Die Frage war nur: Was blieb übrig?

Worum ging es mir eigentlich? Sollten die leiden, die mich gern hatten oder liebten? War es meine Art Liebesprobe, weil ich manchmal unsicher war, ob ich wirklich gemeint war? Wenn man in den Legenden und Märchen nach abenteuerlichen Wegen wieder aus dem Wald heraustrat, war die Welt ganz verändert. Die Jahreszeit hatte gewechselt, vielleicht waren Jahre und Jahrzehnte vergangen, die Menschen außerhalb des Waldes waren grau geworden, liefen gebeugt, und zuerst erkannten sie ihren Ritter nicht. Aber dann war die Freude gewaltig.

Wer waren die Menschen, die mich umstanden im Traum wie Bäume die Lichtung, den leeren Raum in ihrer Mitte? Es gab den äußeren Kreis, Kollegen, Bekannte, Leute, von denen man nicht einmal wusste, ob man sie mochte. Der engste Kreis, die Arme wie Äste breit um mich gelegt, manchmal hielten sie das grobe Licht von mir

fern: Familie, bessere Freunde. Und neben mir auf der Lichtung: mein Liebingsmensch, der sich schützend herabbeugte, der Wind sang in seinen Blättern. Ich hörte Musik in seinen Zweigen.

Die Kleidung war zu laut für die Stadt. Ich ging einmal zur Probe durch die Fußgängerzone, es regnete nicht, und die Fasern mussten sich gar nicht beweisen, es war eine leichte Nummer für sie, aber die Leute schauten sich um, weil jede meiner Bewegungen ein mächtiges Schleifgeräusch verursachte. Ich klang wie ein Ritter auf dem Weg ins Turnier.

Die Märchen machten einem wenig Mut. Ich hatte diese Geschichten immer geliebt, ihre deutlichen Worte, in deren Schatten verstohlene Ängste hin und her huschten. Es lauerten Abgründe hinter den naiven Kulissen, schreckliche Ahnungen, dass diese Welt vielleicht doch nicht die beste aller möglichen war. Und die meisten Märchen schickten jemanden in den Wald. Kinder, die man sich vom Hals schaffen wollte. Verhasste Stieftöchter, die im Papierkleidchen in den Wald mussten, um im Februar Erdbeeren zu suchen. Ausgesetzte Knaben und Mädchen, die heimlich Brot auf den Boden bröckelten, um den Heimweg zu finden, doch die Vögel im Wald pickten die Krumen auf, und der Wald schloss die Kinder in seine schwarze Umarmung. Ein anderes Kind nahm nichts mit sich als ein Ringlein zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit. Und dann ging das Kind immerzu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Andere fanden Schlaf in einem hohlen Baum, und wenn nicht die Könige in den Wald gekommen wären, die jungen, singenden Männer, die hoch zu Ross durchs Unterholz brachen, hinter sich eine Meute von Jägern, die blind vor Jagdeifer nicht mehr allein aus dem Wald fanden, wenn nicht die Könige die Wälder heimgesucht hätten, die Kinder schmiegt sich noch immer ins Moos, und es regnete

Sterne. Wer Märchen las, war gewarnt: Niemand kam so aus dem Wald, wie er hineingegangen war. Irgendwo auf einer Lichtung im bebenden Gras hockte ein buckliges Weiblein, schnitt Kräuter und sammelte wildes Obst in ein Tragetuch. Und wenn man sie fragte nach dem Weg hinaus aus dem Gefängnis der Bäume, sagte sie nur: Ja, ihr wundert euch, dass ich das Gras schleppe, aber jeder muss seine Last auf den Rücken nehmen. Wollt ihr mir helfen?

In einem Museum hatte ich die Postkarte eines Künstlers gekauft. Aufgerissenes Parkett gab den Blick auf eine rote Feder preis. Eine Papageienfeder vielleicht, zufällig gefunden und aufgehoben, bis sie in diesen Rahmen gebettet wurde. Man konnte den Boden lesen, wenn man nur wollte, es versteckten sich Dinge darunter, eine andere, vergessene Natur, die prächtiger war als alle Künste der Tischler.

Aber ich wusste nie, wem ich diese Karte schicken sollte.

Was suchte ich *dort*? Eine Frage, die ich nicht mochte, weil sie mich darauf stieß, dass mir *hier* etwas fehlte.

Je näher die Abreise rückte, desto stiller und langsamer wurde ich. Ich kam nicht mehr mit im Tempo der Welt, die Zeitungen wurden dicker in meinen Händen, die Bücher hörten nicht auf, die Mahlzeiten wuchsen zu Gebirgslandschaften auf dem Teller. Und jeder jauchzte mich an, dass ich so ein verdammter Glückspilz sei, dem die Abenteuer in den Schoß fallen, ziemlich mutig, völlig anders, als man immer gedacht hat von dir. Na, seufzte mein Vorgesetzter, bei einer solchen Einladung überlegt man nicht lang, er gestattete sich ein frivoles, aufgeräumtes jüngerer Deutsch, reiste in Gedanken wohl schon mit, da packt man sofort seine Klamotten in den Rucksack und lässt die müden Niederungen hier hinter sich. Kollegen mit weniger lauterem Sinn hatten von Krankheiten im argentinischen Wald gehört, die den Europäer empfindlich beeinträchtigen kön-

nen, das übliche Magen-Darm-Geplänkel sei ja gar nichts dagegen. Aber bestimmt weiß deine Schwester Rat, die soll ja eine besondere Ärztin sein. Ach Gott, Argentinien, entfuhr es einer, die im letzten Jahr eine Fahrradtour durchs Tal der Könige machen wollte – als nichts draus wurde, legten wir zum Trost ein Päckchen ägyptischer Heilerde auf ihren Schreibtisch –, fährt man da heute noch hin?

Nach der Arbeit saß ich schreckensstarr in der Wohnung. Das Telefon klingelte. Ich fühlte mich viel zu schwach, um aufzustehen, durch den Flur zu gehen, den Arm auszustrecken, die Hand auf den Hörer zu legen, ihn aufzunehmen und ans Ohr zu stemmen und einfach zu sagen: Hallo?! Ich hockte auf dem Teppich zwischen den Listen, der Outdoor-Kleidung, den Moskitonetzen, Taschenmessern, Pillenschachteln, Trekkingführern, dem gelben Etui mit dem Notfallbesteck gegen Schlangenbisse. Ich hatte keine Angst vor der Reise, bereute meine Zusage nicht, aber ich war so schwer, so träge, so bleiern, die Stunden hasteten mit klackenden Absätzen an mir vorbei. Es war wie ein Zauber, ein Ritual, das mich in die neue Welt führte. Ich war bereits auf dem Weg, während die anderen grübelten, was macht sie dort auf dem Teppich, warum ist sie so still, warum putzt sie täglich ihre Kamera wie ein Gewehr?

Ich dachte: Als Kind habe ich mich vor dem Wald gefürchtet. Ob es auch unordentliche Wälder gibt, die zu mir passen?

Ich dachte: Wir sollen Götter finden im Wald. Was machen wir, wenn wir sie finden und sie wollen nicht mit in die Stadt?

Ich dachte: Wenn ich schon nicht weiß, was ich über den Wald denken soll, was denkt dann der Wald von mir?

Und irgendwann und immer dringlicher dachte ich: Was suche ich *dort*?